

Leseprobe aus:

Uli Franz

Die Asche meines Vaters



Mehr Informationen zum Buch finden Sie auf rowohlt.de.

Inhalt

Vabanque 11

Zweifelhaftes Geschäft 22

In dünner Luft 44

Säcke statt Kisten 71

Eisenbewehrt 110

Steinernes Meer 136

Gefährlicher Schnee 164

Der Hinterhalt 208

Stadt der Gesänge 226

Geweihter Weg 246

Zeit ohne Gewicht 260

Danksagung 286

Vabanque

Als mein Vater aus dem Leben schied, kam ich zu spät, um ihm Lebewohl zu sagen. Auch wenn er in hohem Alter und in Frieden starb, schmerzt mich mein Versäumnis noch immer. Wie gern hätte ich noch einmal seine Hände berührt und gehalten. Miteinander versöhnt und ohne viele Worte hätten wir uns für immer getrennt. Ich meine, dass der letzte Abschied in seiner Endgültigkeit uns viel tiefer berührt als jede noch so offene und versöhnliche Aussprache zu Lebzeiten.

Weil ich die Stunde des Abschieds nur knapp verpasst hatte, fand ich seinen Körper noch menschlich, aber reglos zu Hause auf dem Bett vor. Zwar hatte mich die Verwandtschaft rechtzeitig über das nahe Ende informiert, doch auf der Fahrt in die Heimat vertraute ich der Empfehlung des Verkehrsfunks mehr als meinem Gefühl. Nach kurzem Überlegen entschied ich mich, einen Stau wie empfohlen zu umfahren. Durch den Umweg hoffte ich, schneller ans Ziel zu gelangen.

Ich kam zu spät, um nicht mal eine Stunde. Mein Vater war verschieden, ohne dass er mir hätte Lebewohl sagen können.

Ein daumengroßes Schweizer Taschenmesser und ein solides Aktienpaket waren nicht das ganze Erbe. Ich war wie vom Blitz gerührt, als ich seinen Letzten Willen las. Mein Vater hatte mir seine Asche anvertraut, damit ich sie nach Tibet bringe. Nach Tibet! Aufs Dach der Welt! Konnte es nicht komplizierter sein? Fraglos hätte mir dieser Wunsch bei seinem älteren Bruder eingeleuchtet. Nicht aber bei ihm. Bei ihm um nichts auf der Welt.

Dem Äußeren nach hätte man meinen Vater und meinen

Onkel leicht verwechseln können, so stark ähnelten sie einander. Bis zum Tod des Onkels wohnten sie sogar Tür an Tür. Was aber Lebensstil und Wesen anging, waren sie grundverschieden. Nie hatte sich mein Vater für Tibet und den Buddhismus interessiert. Dagegen entdeckte mein Onkel schon früh den Buddha-Weg für sich und geleitete auch mich dorthin. Überzeugt arbeitete er als selbständiger Drogist, aber sein Herz schlug für seine Bücher. Am liebsten studierte und dozierte er über das Für und Wider der Weltreligionen, der Alchimie und der Mystik. In langen Gesprächen in seiner Privatbibliothek war er über die Jahre zu meinem Mentor und väterlichen Ratgeber geworden. Mit seiner finanziellen und spirituellen Unterstützung war ich bereits einmal nach Tibet gereist.

Die Tatsache, dass nicht er, sondern mein Vater mich mit der Tibetmission beauftragt hatte, verwirrte mich anfangs sehr und schmälerte meine Freude, erneut aufs Dach der Welt reisen zu dürfen. Schließlich fragte ich mich: Warum um alles in der Welt hat es des Todes bedurft, um Vater und Sohn zueinanderzubringen? Als ich endlich die Tragweite seines Letzten Willens begriff, tat mir mein Zuspätkommen doch außerordentlich leid. Hätte ich das Versöhnungsangebot, das Zeichen meines Vaters, dass er mir vertraute, in seiner ganzen Größe begriffen, ich hätte mich über mein Vertrauen ins Radio mehr als geärgert, ich hätte mich geschämt.

Im Augenblick ärgere ich mich allerdings über das Testament. Sein Letzter Wille hat mir das Behagliche der gepolsterten Alltäglichkeit geraubt und mich in eisige Höhen gelenkt. Aufs Dach der Welt.

Im Herzen von Tibet finde ich mich wieder in einer frostigen Menschenleere. Mitten in der Felswand überfällt sie mich, ich bin mutterseelenallein. Auf die Fersen hocke ich mich und mache mich klein. Gleich wird der Angriff erfolgen. Mir fehlen Brille und Handschuhe. Über dem schnellen Aufbruch habe

ich beides vergessen. An mir nagt die Kälte. Während meines Aufstiegs hat sich die Luft schockartig abgekühlt. Schon spannt sich die Haut über den Wangen, und die Nase tröpfelt wie bei einem alten Mann. Ich friere, vor allem an den Fingerspitzen. Vergebens balle ich die Fäuste und hauche hinein. Aber auch in den feuchten Bergstiefeln krümmen sich die Zehen vor Kälte. Ich fühle es bereits am ganzen Körper, die Temperatur wird gleich unter null stürzen. Eine fahle Sonne verlischt über mir, und von überall her bemächtigen sich schwarze Wolken des leeren Raums. Die Luft über den Felsen knistert und beginnt zu tosen. Schon weichen Windböen einem brüllenden Orkan, und eine Hagelfront stürzt auf mich herab, als wäre ich ein Eindringling in dieser himmelsnahen Welt. Der Hagel zwingt mich zum Unterbrechen meiner Mission, zum Niederkauern auf fatalen 4547 Metern.

Jetzt bin ich achtundfünfzig Jahre alt, und mein Körper trägt entsprechend viele Jahresringe. In der Bilanz meines Lebens kommt zur verlorenen Jugend hinzu, dass ich über Jahre ein heroisches Single-Dasein führte. Im reiferen Alter neigen Männer dazu, ihrer verflossenen Jugend wie einer verpatzten Romanze nachzutruern. Zugegeben, auch ich bemitleide mich gerne. Aber bei mir kommt noch hinzu, dass ich viel Kraft damit verschleuderte, mich an meinem Vater zu reiben. Zweifellos schlug ich als junger Mann über die Stränge und machte es ihm mit all meinen Spinnereien nicht leicht. Doch unserer Beziehung haftete etwas Tragisches an: Keiner verstand die Wertmaßstäbe des anderen. Nicht selten ließ er mich spüren, dass ihm an mir nichts gut genug sei. Er pflegte zu sagen: «Junge, mach was, damit was g'schieht.» Mit anderen Worten, er erzog mich zur Rastlosigkeit und zu sinnentleertem Handeln. So flippte ich durchs Leben, nur um Lob und Anerkennung zu

bekommen. Irgendwann rächte ich mich und rebellierte gegen diese Art von zwanghaftem Tun.

War der Abend fortgeschritten und das zweite Glas geleert, loggte ich mich bei mindestens zwei Partnerbörsen und einer Lust und Liebe versprechenden Suchmaschine ein. Im Chat begegneten mir hübsche Frauen und Frauen mit hübschen Versprechungen. Beide Gattungen ließen mich die Abende über delikaten und noch delikateren Rotweinen vergessen. Zeiten der Zweisamkeit brachen an. Doch zu einer längeren Bindung reichte es nie. Verschämt gebe ich zu, ewig hat es gedauert, bis ich begriff: Nach zwei gescheiterten Ehen kannst du dein Schicksal auch nicht im Chat erzwingen.

An einem Morgen danach fasse ich einen Entschluss. Nach vielen verplauderten Verabredungen und windigen Ausreden werde ich von nun an den Fokus meiner Partnersuche auf den eher sportlichen Aspekt der Urlaubs- und Freizeitbekanntschaften richten. Eine Kontaktanzeige zwecks gemeinsamen Bergwanderns, meines bevorzugten Hobbys, weckt Neugierde. Ich werde aktiv.

Mein Entschluss erweist sich als richtig, nach dem ersten Wirtshausstreffen gehen Traudel und ich in den Bayerischen Alpen wandern. Auch wenn es mit uns nichts werden sollte, gibt Traudel mir doch Steighilfe bei den Vorbereitungen zu meiner Mission. Mein Vater, wäre er noch am Leben, würde es ihr danken. Ob er das bayerische Prachtexemplar gemocht hätte? Mit Traudels handfester Hilfe finde ich zum Verein Cavallo e. V., der eine Reithalle mit fünfzehn Schulpferden unterhält. Kurz nach Neujahr fahre ich erstmals mit der U-Bahn und einem Bus in einen Münchner Vorort, wo Häuschen und Villen des mittleren Wohlstands aufeinanderhocken. Aufgeweichte Wiesen, von Gattern umzäunt, und eine dampfende Wintermiste habe ich schon passiert, als ich nach Jahren wieder einen Stall betrete.

Keine Menschenseele ist zu sehen – weder in der Stallgas-

se noch in den Boxen. Und trotzdem höre ich ein Schnaufen, Schnauben und geschäftiges Werken. Geräusche, als würde jemand Hand an sich legen und dabei mächtig atmen. Vier Monate später, in Tibet, sollte ich wieder diese Geräusche von meinen Pferden hören, die sich stehend im Schlaf ganz sachte bewegten.

Leise trete ich an die erstbeste Box heran und – erschrecke. Trotz Anschleichens hat mich das Pferd bemerkt. Mit einem Ruck hebt es den Kopf über den hohen Holzverhau. Nicht die hastige Bewegung erschreckt mich, sondern die Höhe, aus der der Pferdekopf so unvermittelt auf mich herabschaut. Den Arm müsste ich ganz ausstrecken, wollte ich seine hohe Stirn berühren. Ein Blick aus samtig braunen, langbewimperten Augen und ein Horchen mit vorgedrehten Ohren ist alles, was ich an Beachtung von diesem Großpferd westfälischer Zucht erte. Kaum hat es seine Neugier gestillt, zieht es den Kopf über die Bretterwand zurück und werkt dahinter weiter, während ich auf leisen Sohlen der Stallgasse folge, um mir die anderen Schulpferde anzuschauen.

Meine erste Reitstunde unter einem geliehenen Kappenhelm, in alten Jeans und neuen, knirschenden Bergstiefeln bringt Ernüchterung. Ich werde durchgerüttelt, als lenkte ich einen Leiterwagen über Kopfsteinpflaster. Verspannt, wie der Ungeübte eben ist, gelingt es mir nur selten, auf die Bewegungen des Pferdes einzugehen. Die Stöße aufs Kreuz tun zunehmend weh. Ich beiße die Zähne zusammen, offenbar kennen auch Reittiere Rache, vor allem, wenn ihnen ein Mensch wie ein Holzklötz im Nacken sitzt. Schon übertragen sich meine Unentschlossenheit und meine zögerlichen Kommandos auf das Tier, und statt mir zu gehorchen, stakst es gegen Ende der Stunde immer wieder zum Reitlehrer hin. Nach vierzig Minuten komme ich mir vor wie eine ausgediente Marionette. Ich spüre, dass in mir die Wut zu köcheln und gleich zu kochen beginnt. Wieder «klopfe ich an», doch diesmal nicht als

Tierschützer, sondern richtig scharf. Wie im Reflex macht die Stute zwei bockige Sprünge aus den Vorderläufen heraus. Sie will mir signalisieren: So etwas tut der Anfänger nicht! Hätte ich mich nicht an einem behelfsmäßigen Sattelknaufriemen festgehalten, hätte sie mich über die Mähne in hohem Bogen abgeworfen. Dank des kurzen Haltegriffs bleibe ich zwar im Sattel, doch in meinem rechten Arm explodiert ein stechender Schmerz. Ich könnte schreien, brüllen, aber dieses Eingeständnis würde meine ganze erbärmliche Unfähigkeit offenbaren. Verstockt presse ich die Lippen zusammen. Schweiß bricht mir aus allen Poren. Plötzlich ist das Bild wieder da: ich, am Boden liegend, nach einem gewaltigen Aufprall und einer Schlitterfahrt über den feuchten Asphalt. Das Helmvisier zerkratzt, die Regenkombi am Arm zerfetzt, gefühllos der rechte Daumen. Von der Handwurzel zuckt ein Schmerz bis zur Schulter hinauf und pocht noch lange. Benommen komme ich wieder auf die Beine, pelle den aufgescheuerten Lederhandschuh ab und sehe, dass meine Daumenkuppe schief neben dem Daumenstumpf der rechten Hand steht. Gebrochen, ist der erste Gedanke im Schock.

Drei Stunden später rückt die Ambulanz im Innsbrucker Hospital den Daumen mit einem raschen Griff wieder an seinen Platz und entlässt mich zur Weiterfahrt gen Süden.

Der Motorradunfall, so glimpflich er auch ausgegangen war, wurde mir zur Offenbarung. Zukünftig würde ich mich zurücknehmen und meine Ziele langsamer angehen. Statt auf mörderische 134 PS wollte ich bei meiner Tibetreise auf eine einzige Pferdestärke setzen.

Im Freundeskreis hielten sich die Meinungen über dieses Vorhaben die Waage. Die Nesthocker unter meinen deutschen Freunden zuckten mit den Schultern, schüttelten den Kopf oder runzelten die Stirn, als wollten sie sagen: Jetzt spinnt der total! Dafür bestätigten mich die Weltenbummler in meinem Plan. Ich fühlte mich wie vor vierzig Jahren, als ich aus dem

Schwäbischen mit einer von meiner Freundin genähten Stofftasche aufbrach, um per Autostopp die Sahara zu durchqueren. Zu weitaus weniger Verständnis neigten meine chinesischen Freunde, die ich nun auch schon zwanzig Jahre kenne. «In Tibet», mailte mir mein Freund Lu, «kennt man auch Autos! Warum reist du so altmodisch?» Und meine Freundin Yang, die in der Weltliteratur bewandert ist, sagte am Telefon: «Du bist wohl ein moderner Don Quichote!» Auch wenn mich diese Meinungen eher zum Schmunzeln als zum Nachdenken brachten, nahm ich sie doch ernst. Immerhin würde ich schon bald ihre Hilfe aus Peking erbitten müssen, da ich für mein Vorhaben ein Geschäftsvisum der Kategorie F für einen fünfmonatigen China-Aufenthalt benötigte.

Noch stand das Reitenlernen im Mittelpunkt meiner Reisevorbereitungen. Nach dieser ernüchternden ersten Reitstunde übte ich anfangs an der Longe weiter, später dann eigenständig im Sattel. Mit beiden Händen fest am Zügel. Mit jeder Lehreinheit begriff ich besser, dass ein Pferd eine Maschine und doch keine Maschine ist. Es will gelenkt werden und klare Anweisungen erhalten, mit Indifferenzen kann es nichts anfangen. Aber es hat auch eine Seele, ein Eigenleben, das chaotische Reaktionen gebiert. Sowohl verstocktes Maultiergehabe als auch hochfahrendes Mustang-Gebaren. Ein Zuchtpferd will dienen, gewiss, aber nur bis zu einem gewissen Grad. Bei zu großer Belastung verweigert es sich der Dominanz und stellt sich stur. Erst im Umgang mit tibetischen Pferden sollte mir wirklich klarwerden, dass unseren Stallpferden der letzte Rest Wildheit ausgetrieben worden ist. Zuchtpferde werden in unseren Reitställen mit dreifachen Anti-Hohlkreuzleinen, maßgeschneiderten Kehlriemen, Hufglocken und reflektierenden Gamaschen für die Gelenke versorgt. Und wofür all dieser Schnickschnack? Dafür, dass der verbliebene Rest Fluchtmentalität für das kaskoversicherte Freizeitvergnügen des Reiters kalkulierbar wird.

Die Zeit der Vorbereitung bis zu meinem Abflug nach Hongkong verflog, aber noch immer war ich nicht so sattelfest, wie ich es mir für meine Tibetdurchquerung gewünscht hätte. An einem reitfreien Nachmittag ging ich in eine esoterische Buchhandlung, wo ich unter der Decke eine Girlande tibetischer Gebetsfahnen entdeckte. Ich schaute genauer hin und sah auf einem roten Wimpel ein kleines, ungemein zart anmutendes Pferd. Erst in Tibet sollte ich erfahren, dass sie es Lungta, Windpferd, nennen. In vollendeter Harmonie hob es die Vorder- und die Hinterhand der einen Körperseite, während die Beine der anderen Seite auf dem Boden standen, und vermittelte so eine Leichtigkeit, die mir sehr gefiel. Neugierig und irgendwie berührt, nahm ich mir vor, am Tag darauf der Sache nachzugehen.

Bevor die Unterrichtsstunde begann, beschrieb ich meinem rotbackigen Reitlehrer das Windpferd und dessen Sprunggang auf der Gebetsfahne. Er zuckte nur mit den Schultern und ließ wie beiläufig ein Wort fallen, das ich noch nie gehört hatte: «Klar, das Tier läuft im Pass!»

Ich musste ihn sehr verwundert angeschaut haben, denn er fügte hinzu: «Passen nennt man diese Gangart, die bei uns vor allem die Isländer beherrschen. So, jetzt aber rauf aufs Pferd und nicht länger alles hinterfragt, junger Mann!»

Immer saß ihm die Zeit im Nacken, und so drängte er mich auch diesmal schon wieder zur Eile. Die erste Lehrstunde nach längerer Pause begann überstürzt und endete prompt mit einem Desaster.

«Alles verlernt!», rief er mir barsch von der Hallenmitte aus zu.

«Zügel zu lang!»

«Nur mit den Unterschenkeln Druck geben! Das funktioniert so nicht!»

«Anklopfen! Schon vergessen?»

«Keine Kraft in den Schenkeln! Mann! Mann! Mann!»

«So bringt das alles nichts. Wieder an die Longe!»

Jetzt hatte ich genug. Ich kochte. Wütend sprang ich ab. Zerrte mein Schulpferd aus der Halle. Drängte mich an Mädchen mit Zahnspangen, die ihre bulimischen Körper unter himmelblauen Steppwesten versteckten, vorbei durch die Boxengasse. Vergaß zu rufen: «Gasse frei.» Sattelte hastig ab. Versäumte in meinem stillen Zorn, die Gelenkmanschetten abzuzippen. Schob die Stute an ihren Kraftfuttertrog. Endlich konnte ich ins Freie hasten. Nur noch raus! Raus aus dieser Pferdewirtschaftsanstalt.

In den kommenden Tagen erfuhr ich am eigenen Leib, dass das Aufgeben von Gewohntem nur kurz verunsichert, schon bald aber ungemein mobilisiert. Vorausgesetzt, man ängstigt sich nicht vor dem Unbekannten. Die Suche nach dem Passgänger, die ich mit Hilfe einer virtuellen Suchmaschine fortgeführt hatte, lenkte mein Augenmerk auf die Höhen der Schwäbischen Alb. Über den Niederungen, auf altem Kulturland, hält ein pensionierter Deutschlehrer Mongolenhengste auf der einen und Mongolenstuten auf der anderen Talseite. Sind die Stuten rossig, bekommen sie Besuch von der gegenüberliegenden Seite und elf Monate später Nachwuchs. So läuft das Geschäft, mit dem er seine Pension aufbessert. Nur einen Tag bevor ich mich auf die Alb eingeladen hatte, war der neunundzwanzigjährige Tumurbaatar aus der fernen Mongolei angereist, um den Nachwuchs einzureiten. Dieser Sohn der mongolischen Steppe sollte für die nächste Zeit mein Reitlehrer werden. Tumurbaatar, der Eisenheld, und ich verständigten uns mit Blicken und Gesten. Durch Lachen, Nicken und Schulterklopfen.

Tag für Tag ritten wir schweigend, er oft singend, durch die verschneiten Wälder auf den Hochlagen der Schwäbischen Alb. Noch immer rieche ich den süßlich sauren Schweiß, wie er mir aus der Mähne, dem eisverklumpten Schweif und den nassen Fellwirbeln nach einem scharfen Ritt in der Nase stand.

Der beizende Geruch von Pferden, die im Freien überwintern und sich gegen Tätscheln und Verzärteln genauso wehren wie gegen Mähnglanzsprays, sollte schon bald wie ein Lockstoff auf meinen eigenen Ausdünstungen haften. Die Tage mit Tumurbaatar nährten mein Verlangen, möglichst bald nach Tibet aufzubrechen. Nach vielen Ausritten trennten wir uns als Freunde, und als Auszeichnung empfand ich die Einladung in seine Jurte im mongolischen Gebirge des Altai.

Noch immer fehlte mir einiges an Wissen, vor allem, was die Pferde auf dem Dach der Welt angeht. So viel hatte ich herausgefunden: dass sie von den mongolischen Steppenpferden abstammten, aber im Wuchs um einiges höher als die kleinen Mongolen sind. Über ihren Charakter, ihre Fressgewohnheiten und insbesondere ihre Gangart, den Pass, musste ich noch mehr erfahren. Die Antworten und einige Extras bekam ich schon bald von einem galoppierenden Mundwerk. Ich bekam sie von Mike, einem Isländpferdezüchter im bayerischen Chiemgau.

«Der Pass», erklärte er geduldig, «ist eine sehr alte Gangart aus dem Orient. Vielleicht stammt er vom Dromedar oder gar vom Elefanten ab. Bei uns ist diese Urgangart erst im Mittelalter heimisch geworden. Er ist erheblich älter als der Trab, den deine tibetischen Pferde vermutlich gar nicht kennen.» – «Hängt der Pass mit der Größe der Isländer zusammen? Die sind ja um einiges kleiner als die herkömmlichen Pferde . . .», wollte ich wissen. «In gewissem Sinne ja. Nur bei den Großpferden wurde der Trab züchterisch hervorgeholt.» – «Weshalb?» – «Dahinter steckt die militärische Ausrichtung durch die Kavallerie. Großpferde, die traben, können besser in geschlossener Formation vorrücken. Auch wenn der Trab auf Kosten der Bequemlichkeit des Reiters geht.»

«Der Pass ist bequemer?» – «Im Pass schaufelt sich das Pferd abwechselnd mit der Vorder- und Hinterhand der einen und dann der anderen Körperseite vorwärts. Dadurch entsteht eine

Pendelbewegung nach rechts und links. Beim Trab geht die bestimmende Bewegung vor und zurück. Der Trab ist eigentlich ein andauernder Sprung. Aber für den Reiter, also für uns, ist der Pass viel sanfter. Die Beine des Tieres sind nämlich um einiges kürzer in der Luft. Nicht umsonst laufen traditionell die Pferde von Falknern im Pass. Ich könnte schwören, dass die tibetischen Pferde außer dem Galopp nur den schnellen Schritt kennen. Ruf mich auf jeden Fall an, wenn du zurück bist, das will ich genau wissen.»

Auch die Zeit mit Mike war alles andere als verschenkt. Er ließ mich mit geschlossenen Augen reiten und erklärte mir einige lebenswichtige Kniffe. «Wenn dein Pferd mit dir durchgehen sollte, dann lass die Zügel schießen, wirf dich auf die Mähne, umklammere seinen Hals und gib um Gottes willen die Schenkel frei. Dann sprichst du so lange mit Bauchstimme auf das Tier ein, bis es dir wieder seine Ohren zudreht.» Nach kurzer Pause fügte er hinzu: «Noch ein wichtiger Rat für den Kauf. Je abgemahlener der Biss der Frontzähne, desto älter ist der Gaul. Und wenn du Flecken von borstigem, weißem Haar im Fell entdeckst, hast du keinen Schecken vor dir, sondern ein Pferd, das sich mal wundgescheuert hat. Die Wunde mag schon Jahre verheilt sein, doch es ist und bleibt eine Schwachstelle. Vor allem im Sattelbereich ist das problematisch.»

Da ich vor Antritt meiner Reise natürlich Pferde würde kaufen müssen, war ich über seine echt guten Ratschläge mehr als froh.

Zweifelhaftes Geschäft

Die Maschine Hongkong–Chengdu war voll bis auf den letzten Platz. Entsprechend dick war die Luft in der Economy-Class nach den zwei Flugstunden. Vollgesogen vom beizenden Geruch weißer Mottenkugeln, die man bei uns nur noch in Pissoiren findet, und von saurem Schweiß, stand sie in der engstbestuhlten Kabine. Nachdem die Air China gelandet und die Passagiere ausgestiegen waren, hätte die Flughafenpolizei den Ausländer leicht ausspähen können. Sie hätte den Ankömmlingen nur flüchtig auf die Schuhe schauen müssen.

Chinesen, insbesondere Südchinesen, werden noch immer für untersetzt oder klein gehalten. Mit diesem Klischee gilt es aufzuräumen, längst erreicht die Generation der Postrevolutionäre westliche Körper- und Schuhmaße. Was mich von der mitreisenden Masse unterschied, war also nicht die Schuhgröße vierundvierzig, sondern die Art des Schuhwerks. Die meisten Männer trugen spitze, schwarze Slipper. Die Mehrzahl der Frauen bauchige Pantöffelchen und Puschen. Auch ich wäre gern gereist, wie man in Asien reist, eben so bequem wie möglich, doch ich war nach Tibet unterwegs und trug schwere Bergstiefel mit hoher Schnürung, um meine geduldeten neunundvierzig Kilo Übergepäck nicht unnötig zu überschreiten.

Keine Viertelstunde nachdem ich von einer Horde heimastender Sichuan-Chinesen in Richtung Gepäckausgabe mitgerissen wurde, sehe ich endlich meine Schätze wieder – drei pralle, hüfthohe Expeditionssäcke. Während ich diese im Umfeld von bandagierten Plastiktaschen, Hartschalenkoffern und verschnürten Pappkartons recht auffälligen Gepäckstücke

von der ratternden Bandschleife auf einen Buggy hieve, bricht mir feucht der Schweiß aus allen Poren. Nicht vom Muskelstress, auch nicht wegen der Schwüle im Hangar von Chengdu, sondern vor Aufregung, weil ich gleich alles werde auspacken müssen. Der Immigration und dem Zoll werde ich gleich Auskunft über das Wohin und das Warum meiner Reise erteilen müssen. Ein Funken Hoffnung bleibt. Ich habe in China gelebt und kenne das chinesische Wesen. Ich weiß, dass ein offenes Lächeln, ein freundliches *ni hao*, guten Tag, Wunder bewirken kann.

Jetzt trennen mich und mein Wägelchen nur noch wenige Meter von den kalt schimmernden Metalltischen des Zolls. Gelassenheit vortäuschend, stehe ich in der Schlange vor der Passkontrolle inmitten von plappernden Chinesen als Fremder unter einem großen schwarzen Hut. Angst stellt mir die Nackenhaare auf. Panik erzeugt ein Kribbeln in den Fingerspitzen, und der Puls klopft wie rasend. Schon sehe ich mich die schwarzroten Säcke öffnen und auf eine gebellte Anweisung hin den australischen Trekking-Sattel herauschälen. Würden die Uniformierten, vor allem die Frauen mit ihren gewaltigen Rahmenbrillen im Gesicht, diesen erst einmal Öse für Öse befangert haben, wäre die berüchtigte chinesische Gier auf alles Fremde geweckt. Ich müsste Trensen, Halfter, die recht großen Wurmkur-Spritzen und meine professionellen Rollfilme auf den Metalltischen ausbreiten. Ich müsste mich erklären und wüsste nicht, wie. Es gab ja nur eine Erklärung für den Inhalt meiner Expeditionssäcke: Ich will durch Tibet mit dem Pferd.

Vielleicht liegt ja diese Erklärung für die maskenhaft blickenden Beamten vollständig jenseits ihres Suchbilds. Ist unvereinbar mit ihrem Schnüffeln nach illegal importierter Elektronik und geschmuggelten Luxusgütern. Inständig hoffe ich, dass sie mich wie ein jenseitiges Geisterwesen aus alter Zeit an der Geistermauer vorbei ins Reich der Mitte lassen.